



UTE MEHNERT

# USA

Ein Länderporträt

Ch. Links Verlag

geschafft: Virginia, das von der benachbarten Hauptstadt Washington profitiert.

Mit dem wirtschaftlichen und demographischen Wandel hat sich auch die politische Landschaft verändert. 2008 wurde der Republikaner Bobby Jindal Gouverneur von Louisiana – ein Sohn indischer Einwanderer und der erste farbige Gouverneur eines Südstaats. Nur zwei Jahre später wurde Nikki Hayley Regierungschefin in South Carolina, auch sie Amerikanerin indischer Abstammung und damit die erste *woman of color*, die im Süden einen Gouverneursposten erringen konnte. Und ins Abgeordnetenhaus von Virginia zogen Anfang 2018 die ersten Latinas ein: Weil die Demokratinnen Elizabeth Guzmán und Hala Ayala in ihren Wahlbezirken die Stimmen zehntausender lateinamerikanischer Einwanderer für sich gewinnen konnten, mussten zwei langjährige republikanische Amtsinhaber ihre Sitze räumen. Solche Meilensteine im politischen Alltagsgeschäft sind nicht so spektakulär wie der Sturm auf umstrittene Denkmäler. Sie sind aber ein weiteres Zeichen dafür, dass die Südstaaten dem Rest der USA ähnlicher werden. Oder, wie es die Zeitschrift *Newsweek* ironisch formulierte: »The South just ain't that different anymore« – der Süden ist auch nicht mehr so anders, wie er einmal war.

Doch historisch gewachsene Mentalitäten sind hartnäckig. Selbst wenn die Konföderierten-Denkmäler ins Museum gestellt werden, selbst wenn man dort die Geschichte des Bürgerkriegs endlich vollständig erzählt und das Unrecht der Sklaverei nicht länger leugnet oder verdrängt: Ganz wird die *Old South*-Romantik wohl nicht verschwinden. Dafür sorgen nicht nur starrsinnige Rednecks oder Politiker mit identitärer Agenda. Dafür sorgt auch die Tourismus-Industrie. Schon Margaret Mitchell wusste von der Macht der Folklore. Sie hatte mit *Vom Winde verweht* keineswegs der weißen Plantagen-Aristokratie ein Denkmal setzen wollen. Ihr Thema war das Überleben unter extremen Umständen. Aber: »Die Leute glauben, was sie glauben wollen«, schrieb Mitchell, »und der mythische Alte Süden ist zu fest in ihrer Phantasie verankert, als dass die simple Lektüre eines 1037 Seiten langen Romans daran etwas ändern könnte.«

## Megalopolis: Der Nordosten

»I'm from all over the Northeast.«

(Jim, Koch aus Philadelphia, der in seinem Leben schon mehr als ein Dutzend Mal umgezogen ist)

Amerikas Nordosten ist ein Lichtermeer. Auf Nachtaufnahmen aus dem Weltraum strahlt der knapp 800 Kilometer lange Küstenstreifen von Boston bis hinunter nach Washington fast so lückenlos hell wie eine einzige Metropole. *Boswash* nennen ihn die einen mit Referenz auf die Großstädte am nördlichen und südlichen Ende, *Bosnywash* die anderen, um New York, die größte Stadt in dieser Kette, nicht ungenannt zu lassen.

Der französische Geograph Jean Gottmann taufte die zusammenwachsenden Ballungszentren an der nördlichen US-Atlantikküste schon 1961 »Megalopolis«, große Stadt. Er erklärte die Region zum Prototyp einer neuen Siedlungsform. Städte- und

Verkehrsplaner, Architekten und Sozialwissenschaftler betrachten die Megalopolis in Amerikas Nordosten seitdem als Studienobjekt und Versuchslabor für urbane Trends der Zukunft.

Zu Gottmanns Zeit lebten in der Region rund 33 Millionen Menschen, ein Viertel der US-Bevölkerung. Im Nachkriegsamerika setzte sich die mobile Gesellschaft ans Steuer. 1955 rollten mehr als neun Millionen Automobile vom Band. Die Modelle bekamen bullige Achtzylinder-Motoren und strotzten auch im Design vor Selbstbewusstsein: blitzende Chromschiffe mit endlosen Heckflossen wie der Pontiac Star Chief, rasante Sportwagen wie der Ford Thunderbird und die Chevrolet Corvette. US-Präsident Dwight D. Eisenhower, sonst kein Freund staatlicher Subventionen, brachte 1956 mit dem *Interstate Highway Act* das nach seinen eigenen Worten »ehrgeizigste Straßenbauprogramm der Weltgeschichte« in Gang. Auf den neuen Autobahnen fuhr die weiße Mittelklasse in die Vorstädte (*suburbs*); in den Innenstädten blieben die Armen und die Minderheiten zurück. Doch für Gottmann, der 1941 aus Paris in die USA geflohen war, war die Megalopolis der 1950er Jahre *das* Beispiel für innovative Lebensformen. Hier war »America's Main Street« – ein Zentrum, das einzigartige Chancen für ökonomischen und sozialen Fortschritt bot.

Von einer neuen Gesellschaft in der Neuen Welt träumten auch die ersten Siedler, die in den 1620er Jahren an der Küste Neuenglands landeten. Die Pilgrims, eine Gruppe von gut 100 englischen Separatisten, überdauerten den ersten Winter auf ihrem Schiff, der »Mayflower«, dann ließen sie sich am Plymouth Rock nieder. Wenige Jahre später folgten die ersten tausend Puritaner mit John Winthrop an der Spitze. Ihre Massachusetts Bay Colony war mehr als nur Sitz einer Handelsgesellschaft. Boston, Winthrops »Stadt auf dem Hügel«, sollte nicht weniger sein als eine verwirklichte Utopie – das leuchtende Beispiel einer heiligen Gemeinschaft, in der Religion und Regierung eine Einheit bildeten. Hier war Gottes Wort Gesetz, Gottesdienst war Pflicht, und Sünden waren Verbrechen, die bestraft werden mussten.

Dem ebenfalls aus England eingewanderten Pastor Roger Williams war das zu viel des Guten. Er wehrte sich gegen den totalitären Anspruch der Puritaner und gründete nach seiner Verbannung aus Massachusetts mit Gleichgesinnten in Providence, im späteren Rhode Island, 1639 die erste Baptistenkirche. Hier herrschten Religions- und Glaubensfreiheit, und in der Verfassung von Providence verankerte Williams zum ersten Mal die Trennung von Kirche und Staat. Erst gut 40 Jahre später gründete der Quäker William Penn am Delaware River weiter südlich mit Pennsylvania eine weitere Kolonie, die ihren Bewohnern Religionsfreiheit zusicherte.

Die ersten Siedler in Neuengland hatten einen schweren Start. Sie waren auf die schwülheißen Sommer an Amerikas Ostküste nicht vorbereitet und für die harten Winter nicht ausgerüstet. Wie man klimataugliche Häuser baut, welche Getreidesorten hier wachsen: Alles musste neu gelernt werden. Erfahrungen aus Europa nutzten wenig. Die Siedler lernten von heimischen Indianerstämmen, führten aber bald hauptsächlich Krieg gegen alle *Native Americans*, die sich gegen die Ausbreitung der Weißen zur Wehr setzten. Auch die Konflikte mit der englischen Krone häuften sich, je unabhängiger und selbstbewusster die Kolonisten wurden. Zur gleichen Zeit rangen die Puritaner auch

miteinander um die richtige Regierung und Lebensweise. Die Furcht, ihre von außen ständig bedrohte Gemeinschaft könnte auch von innen zerrieben werden, ließ Dissidenten als Teufel und Hexen erscheinen, die man mit aller Macht bekämpfen musste. Missernten und schlechte Geschäfte galten als Zeichen für Gottes Zorn; wirtschaftlicher Erfolg und Reichtum hingegen als Zeichen für Gottes Gnade.

Mit ihrer dynamischen Mischung aus religiösem Eifer und politischem Gestaltungswillen haben die Puritaner die amerikanische Nation in ihrer Entstehungsphase entscheidend geformt. Umstritten war und ist aber, ob das puritanische Erbe für die USA eher Segen oder Last sei. So hatte Alexis de Tocqueville im 19. Jahrhundert einen ausgesprochen positiven Eindruck vom Einfluss der Puritaner auf die junge Republik: Ihr Fleiß und ihre egalitären Überzeugungen hätten stabile Fundamente für die Demokratie in Amerika gelegt. Und bis heute mangelt es bei keiner Konjunkturkrise an Mahnungen, dass nur die Besinnung auf die puritanische Arbeitsethik, auf die uramerikanischen Werte von Sparsamkeit und Fleiß, die Wirtschaft wieder auf ein gesundes Fundament stellen könne.

Der amerikanische Schriftsteller Nathaniel Hawthorne, selbst Spross einer alten Puritanerfamilie aus Salem, Massachusetts, und ein Zeitgenosse Tocquevilles, sah seine Vorfahren hingegen als »bitter persecuters«, als erbarmungslose Verfolger im Bann ihres religiösen Wahns. Seine Geschichten und Romane spielten häufig in den puritanischen Gemeinden des 17. Jahrhunderts, in einer düsteren Welt voll Sünde und Schuld. Hawthornes 1850 erschienener Roman *Der scharlachrote Buchstabe* war schon zu seinen Lebzeiten ein Bestseller und steht noch heute auf den Leselisten amerikanischer College-Studenten.

Ein Ururgroßvater Hawthornes war Richter bei den berüchtigten Hexenprozessen von Salem gewesen. 1692 hatte man dort nach einer Massenhysterie mehrere hundert Menschen wegen angeblicher Hexerei angeklagt. 20 Männer und Frauen wurden hingerichtet. Anders als in Europa blieben Hexenverfolgungen in den amerikanischen Kolonien zwar Einzelfälle. Womöglich sind die Prozesse von Salem aber gerade deshalb als Inbegriff der Intoleranz im Gedächtnis geblieben – eine Intoleranz puritanischer Prägung, wohlgermerkt. Immer wieder ist der Stoff neu verarbeitet worden. Das bekannteste Beispiel ist das Theaterstück *Hexenjagd* von 1953, mit dem der Dramatiker Arthur Miller die Kommunistenverfolgung der McCarthy-Ära anprangerte. »Moralvorstellungen definieren die Ideale dieser Nation«, schreibt der Politologe James A. Morone in seinem 2003 erschienenen Buch *Hellfire Nation*. »Moralvorstellungen sind der Auslöser für Kreuzzüge nach innen und außen – von der Amerikanischen Revolution 1776 bis zum Krieg gegen den Terror mehr als zwei Jahrhunderte danach.«

Wären die USA heute ein anderes Land, wenn weniger religiöse Utopie aus Neuengland und dafür mehr kommerziell motivierte Toleranz aus New York in den amerikanischen Gründungsmythos geflossen wäre? Immerhin war New Amsterdam, wie die Stadt bis zu ihrer Eroberung durch die Briten 1664 hieß, Teil eines globalen Wirtschaftsunternehmens und als solches von Natur aus weltoffen und multikulturell.

Der Engländer Henry Hudson entdeckte die Insel Manhattan 1609 für die Dutch East India Company. Wenig später gründeten holländische Kaufleute hier einen Handelsposten, der bald zu einem wichtigen Umschlagplatz für Pelze und andere Waren aus Amerikas

Nordosten wurde. Die Dutch East India Company war als Handelsunternehmen weltweit aktiv. Sie wollte weder Glauben noch Kultur exportieren, sondern Geld verdienen. In einer Welt, wo jeder ein möglicher Handelspartner war, war Ausgrenzung wegen der »falschen« Religion oder Hautfarbe nur geschäftsschädigend. Auf Manhattan Island lebten deshalb bald Menschen verschiedenster Herkunft zusammen, die zwar nichts weiter verband als das Geschäft, die sich gerade deshalb aber auch gegenseitig in Frieden ließen.

In einem Punkt aber sind sich die Puritaner in Boston und die Kaufleute in New York immer einig gewesen: Geldverdienen ist etwas Gutes. Wer hier immer nur »typisch amerikanische Geldgier« am Werk sieht, die wie eine ansteckende Krankheit über kurz oder lang jeden befällt, der seinen Fuß auf den Kontinent setzt, vergisst etwas ganz Entscheidendes: die egalisierende Funktion, die das Geld in der amerikanischen Gesellschaft von Anfang an hatte. Anerkennung und soziale Stellung sind in Amerika in erster Linie eine Frage des Geldes – und Geld ist etwas, das jeder unabhängig von seiner Herkunft verdienen kann. Wer Geld hat, kann sich als sein eigener Herr fühlen und, mit Benjamin Franklins Worten, »gelassen vor Königen stehen«. Mochten sich die WASPs, die *White Anglo-Saxon Protestants* aus Neuengland, wie sie von katholischen Einwanderern später genannt wurden, auch als Geldaristokratie und als herrschende Klasse etablieren, die zunehmend Kritik auf sich zog: Die Kritik richtete sich in aller Regel nur gegen Vertreter dieser Klasse, denen man Korruption oder Übertreibung vorwarf, und nur selten gegen das System, das sie geschaffen hatte. Das Grundvertrauen in die Durchlässigkeit der amerikanischen Gesellschaft und ihre Aufstiegschancen blieb ebenso erhalten wie eine grundsätzliche Abneigung gegen *politics of envy* – eine durch Neid motivierte Umverteilungspolitik nach dem Muster europäischer Wohlfahrtsstaaten. Man muss sich also nicht allzu sehr wundern, wenn Lloyd Blankfein, Chef der Investmentbank Goldman Sachs, die Tätigkeit der Banken noch heute als »Gottes Werk« bezeichnet: Ohne Kapital funktioniert der Kapitalismus, in dem es jeder zu Reichtum und Ansehen bringen kann, nun einmal nicht.

So verdiente man also Geld in Amerika, vor allem in Amerikas Nordosten – bis zum exzessiven Höhepunkt des *Gilded Age* in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auch hier brachte es nicht nur ein Bankierssohn aus Neuengland wie John Pierpont (J. P.) Morgan zu einem beispiellosen Vermögen und einem opulenten Lebensstil. Andrew Carnegie, Sohn eines Webers aus Schottland, wurde in Pennsylvania zum Stahlmagnaten und Multimillionär. Der Öl-Tycoon John D. Rockefeller, der als reichster Mann nicht nur seiner Zeit, sondern aller Zeiten gilt, war Sprössling einer deutschen Einwandererfamilie. Er stammte ebenso aus bescheidenen Verhältnissen wie der Eisenbahnmagnat Cornelius Vanderbilt. Auf der einen Seite zogen diese Männer als »Räuberbarone« und Monopolisten Zorn auf sich. Auf der anderen Seite waren sie immer auch Beweis und Ansporn, dass man es in Amerika tatsächlich »from rags to riches« (oder eben, in der deutschen Variante dieser Redensart, »vom Tellerwäscher zum Millionär«) bringen konnte.

Das Goldene Zeitalter war der Höhepunkt des Wachstums im Nordosten. Einwanderer- und Einwohnerzahlen stiegen wie nie zuvor. Um 1850 lebten in New York rund 500 000 Menschen, 50 Jahre später waren es bereits 3,4 Millionen. Boston blieb deutlich kleiner, zählte aber um 1900 immerhin rund 600 000 Einwohner. Ende des 19. Jahrhunderts

entstanden die ersten *suburbs*. Die Megalopolis wuchs zusammen.

Doch nachdem eine Börsenpanik das *Gilded Age* 1893 beendet hatte, konnte die Wirtschaft mit dem Bevölkerungswachstum immer weniger Schritt halten. Bis zum Beginn der Großen Depression der 1930er Jahre verdoppelte sich die Einwohnerzahl New Yorks nochmals auf knapp sieben Millionen; nach dem Zweiten Weltkrieg waren es bereits knapp acht Millionen. Spätestens in den 1960er Jahren war offensichtlich, dass der Nordosten nicht nur mit Konjunkturkrisen, sondern mit einer schweren Strukturkrise kämpfte. Die Schwerindustrie, das ökonomische Rückgrat der Region, schrumpfte im Rekordtempo.

Besonders hart trafen die Massenentlassungen die schwarze Großstadtbevölkerung. Die wirtschaftliche Not verschärfte die Spannungen, die zwischen Afroamerikanern und Weißen ohnehin bestanden: Fast sieben Millionen Nachkommen freigelassener Sklaven hatten seit Beginn des 20. Jahrhunderts den Süden verlassen, doch für die meisten hatten sich die Hoffnungen auf ein besseres Leben im Norden nicht erfüllt. In den Städten lebten sie auf engstem Raum mit Einwanderern zusammen, die sich ebenfalls eine Existenz aufbauen mussten und mit kommerziell motivierter Toleranz wenig im Sinn hatten. Zwar gab es keine Gesetze zur Rassentrennung wie im Süden, aber de facto war die Rassentrennung im Norden nicht weniger ausgeprägt – ob es um das Wahlrecht und andere Bürgerrechte ging, um Polizeigewalt oder um Wohnraum.

In seinem Buch *How East New York Became a Ghetto* (2003) schildert der Stadtplaner Walter Thabit, wie Banken und Immobilienfirmen in den 1960er Jahren durch das sogenannte *redlining*, die Markierung bestimmter Stadtbezirke mit Rotstift, eine höchst lukrative Bevölkerungspolitik betrieben: Aus den markierten Bezirken wurden weiße Familien teils durch Kaufangebote und günstige Hypothekenkredite für neue Häuser in den *suburbs* weggelockt, teils durch Panikmache vertrieben. Makler verteilten Hetzschriften; sie führten schwarze Familien auf den Straßen auf und ab, um das Umkippen des Viertels zu signalisieren und die Weißen zu Panikverkäufen zu bewegen. Die frei gewordenen Häuser wurden zu überhöhten Preisen an farbige Familien weiterverkauft oder vermietet. Mit der weißen Mittelklasse verließen auch Geschäfte, Institutionen und Arbeitsplätze die betroffenen Bezirke. Städtische Dienstleistungen – Schulen, Straßenbau, Müllabfuhr – wurden nach und nach reduziert. Die Abwärtsspirale hatte begonnen.

In New Jerseys größter Stadt Newark zum Beispiel war Mitte der 1960er Jahre bereits jeder dritte 16- bis 19-jährige Afroamerikaner arbeitslos. In Ghettos wie dem Central Ward kassierten *slumlords* die Miete, ohne sich um den Erhalt der Gebäude zu kümmern. Die verfallenden Häuser gingen nicht selten in Flammen auf – so konnten ihre Besitzer noch die Versicherungssumme einstreichen. Zur gleichen Zeit plante die Stadtverwaltung von Newark neue Highways mitten durch das Ghetto. Ganze Häuserblocks sollten einem Klinik-Neubau weichen, obwohl es für die Bewohner nirgends neuen Wohnraum gab. Unter diesen Umständen radikalisierte sich die Bürgerrechtsbewegung der Stadt. Sie prangerte die als *urban renewal* ausgewiesene Innenstadtsanierung als »Negro removal« an, als gezielte Vertreibung der schwarzen Bevölkerung.

Welch eine Ironie der Geschichte! Ausgerechnet im Norden, wo man den Kampf gegen die Sklaverei 100 Jahre zuvor zum Anlass für einen Krieg gegen die Südstaaten genommen hatte, begehrten Afro-Amerikaner nun gewaltsam gegen Not und Diskriminierung auf. In